



Die Maeva Trilogie von Dirk C. Fleck ist eine Dystopie mit Lichtpunkten und utopischen Inseln, die Hoffnung zulassen. Die Hinterlassenschaften des Kapitalistischen Systems im Jahr 2022 bis 2035 werden, mit großem Wissen über die Kräfte dieses Systems, beschrieben. Ob sich die Welt in diese mögliche Dystopie mit einigen Inseln der Hoffnung so entwickeln wird hängt von uns Heutigen ab. Der Autor lässt den Leser in einen Spiegel blicken; kaum ein Mensch will die Zerstörung seiner Lebensgrundlagen und doch verhalten wir uns in der Masse, als wenn der Planet Erde über unendlich vorhandene Ressourcen verfügt.

Kleine Abstriche sind bei einigen Figuren der Trilogie zu machen, z. B. bei Cording, dem Alter Ego des Autors, dessen Liebesgeschichte zu Maeva, der Südseeschönheit und wichtigsten Aktivistin der Hoffnung, manchmal etwas zu „dick“ aufgetragen wird.

Hans-W. Meyer (März 2016)

Es folgt ein Ausschnitt, die fiktive Gerichtsverhandlung gegen Barack Obama im Oktober 2035:

Fiktiver Prozess im Jahr 2035, Angeklagter Barack Obama, Ankläger eine Ökodiktatur (ECOCA), die in Kalifornien das kapitalistische System abgelöst hat:

„Aus dem Off ertönte die Stimme des Angeklagten Obama, der sich im Ton eines Erweckers an das amerikanische Volk wandte:

»Meine lieben Landsleute,

wir leben in Zeiten großer Veränderungen. Die amerikanische Führungsrolle ist die einzige Konstante in dieser unsicheren Welt, sie ist die einzig verbliebene Hoffnung. It is America, es ist Amerika, das die Kraft und den Willen hat, die Welt für den Krieg gegen den Terrorismus zu mobilisieren. It is America, es ist Amerika, das die Welt

gegen die russische Aggression zu einen vermag und welches das ukrainische Volk bei seinem Willen unterstützt, sein Schicksal in die eigenen Hände zu nehmen. It is America, es ist Amerika – unsere Wissenschaftler, unsere Ärzte, unser Know-how – das helfen kann, mit der schrecklichen Ebola-Seuche fertig zu werden. It is America, es ist Amerika, das die syrische Führung dazu gebracht hat, seine chemischen Waffen zu vernichten, sodass sie in Zukunft weder ihr eigenes Volk noch die Welt damit bedrohen kann. Und es ist Amerika, das den muslimischen Gemeinschaften auf der ganzen Welt dabei hilft, nicht nur den Kampf gegen den Terrorismus aufzunehmen, sondern nach Möglichkeiten zu suchen, bessere Alternativen und somit eine hoffnungsvollere Zukunft zu finden. Amerika ist ein Segen für die Welt. Wir sind uns der Verantwortung bewusst, auch wenn sie schwer auf uns lastet. Aber als Amerikaner begrüßen wir die Aufgabe, die Welt zu führen. Von Europa bis nach Asien, von den Weiten Afrikas bis zu den vom Krieg gebeutelten Hauptstädten des Nahen Ostens stehen wir für Freiheit, für Gerechtigkeit und für die Würde des Menschen ein. It is America ...«

Das Leute im Publikum schienen nicht recht zu wissen, wie sie auf die Worte reagieren sollten, denen sie im Dunkel ausgesetzt waren. Freiheit, Gerechtigkeit und Würde hätten sich die Bürger ECOCAs wohl auch gewünscht. Und was den Führungsanspruch Amerikas anging, mein Gott, sie waren Amerikaner. Führung war allemal besser als Unterwerfung. So in etwa deutete Cording das Schweigen, von dem er sicher war, dass es den Machthabern des Ökostaates übel aufstieß. Er sah die Verantwortlichen dieser Inszenierung schon darüber streiten, ob das der richtige Einstieg in das Schauspiel war.

Aus dem Mienenspiel seiner Sitznachbarin ließen sich keine Rückschlüsse ziehen. Tanith Agosta blickte konzentriert nach vorne, wo sich der Vorhang langsam öffnete. Die Bühne konnte man nur erahnen. Sie erhellte sich aber schlagartig, als ein ohrenbetäubender Knall das Theater erfüllte und rundum Scheinwerfer aufflammten. Aus dem Trockeneisnebel, der über die Bühne waberte, schälte sich der auf einem Podest stehende hölzerne Stuhl mit seiner typischen, bis zum Kopf reichenden Rückenlehne heraus, auf dem die Angeklagten der Schauprozesse präsentiert wurden. Auf dem Stuhl, das wurde immer deutlicher, saß ein hagerer älterer Herr, die Augen hielt er geschlossen, wie man auf den Screens links und rechts der Bühne erkennen konnte, die sein Gesicht nun in Großaufnahme zeigten. Cording erschrak, als er in das hagere, von Falten durchfurchte Antlitz Obamas blickte. Die Ohren des ersten farbigen US-Präsidenten schienen auf das doppelte ihrer ursprünglichen Größe angewachsen zu sein, sein gekräuselttes Haupthaar war schütter geworden und von schmutzig grauer Farbe.

Jetzt hatte der Staatsanwalt seinen Auftritt. Er stolzierte wie ein Pfau aus den Kulissen und baute sich an der Rampe auf, wobei er seine glänzende rote Robe lässig zurechtrückte. Cording hatte schon beim Prozess gegen die Ball-Brüder den Eindruck, dass es sich bei den bestellten Anklägern um Schauspieler handelte, die bestimmten ästhetischen Vorgaben entsprachen, als müsse das Recht in ECOCA jugendlich-dynamisch und gut gebügelt daherkommen.

»Wie ist Ihr Name, Angeklagter?«, fragte der Staatsanwalt mit übertrieben lauter Stimme, wobei sein Blick triumphierend über die Ränge streifte.

»President Obama«, antwortete der Mann auf dem Stuhl.

»Den ganzen Namen bitte, Mister Obama.«

»President Obama«, korrigierte der Angeklagte mit erstaunlich fester Stimme. »Die Anrede lautet President Obama. In Amerika ist es üblich, dass die Expräsidenten weiterhin mit President angeredet werden. Das dürfte Ihnen bekannt sein.«

»Ach so ...«, rief der Staatsanwalt, wobei er Obama noch immer den Rücken zukehrte. Er begriff sich im Augenblick eher als Animator des Publikums, das sich noch zu keiner Unmutsäußerung hatte hinreißen lassen. »Sie bestehen also darauf, weiterhin Präsident genannt zu werden. Na, da fragen wir doch mal die Menschen in diesem Theater, von denen 2009 wohl eine beträchtliche Zahl für Sie gestimmt haben dürfte. Jedenfalls diejenigen unter ihnen, die älter als fünfundvierzig Jahre sind. Was meinen Sie? Hat dieser Mann Ihrer Meinung nach noch das Recht, sich Präsident zu nennen?«

Die Buhrufe waren zu erwarten, der Staatsanwalt animierte die Leute ja dazu, indem er ihren Unmut mit den Händen förmlich aus dem Parkett auf die Bühne schaufelte. Auf dem ersten Rang begannen Jugendliche ein rhythmisches »NO! NO! NO!« zu skandieren. Ihr Ruf breitete sich wie eine Welle im Theater aus, was es dem Staatsanwalt endlich erlaubte, sich dem Angeklagten zuzuwenden.

»Ich glaube, das war klar genug«, sagte er süffisant. »Also noch einmal. Name, Alter, Geburtsort. Aber bitte vollständig.«

Der Mann auf dem Stuhl gab sich geschlagen. »Mein Name ist Barack Hussein Obama, geboren 1961 in Honolulu, Hawaii. Ich war der vierundvierzigste Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika.«

»Danke, Sir. Und vergessen wir doch nicht, was Sie uns in aller Bescheidenheit verschwiegen haben: den Friedensnobelpreis. Der Angeklagte, meine Damen und Herren, war 2009, wenige Monate nach Amtsantritt, für seine »außergewöhnlichen Bemühungen für die Zusammenarbeit zwischen den Völkern« ausgezeichnet worden. Kurz darauf verabschiedete er seinen ersten Militärhaushalt, der mit sechshundertachtzig Milliarden Dollar noch dreißig Milliarden Dollar über dem

gigantischen Etat seines Vorgängers George W. Bush lag. Die USA unterhielten unter Obama achthundertzweölf Militärbasen in hunderteinundvierzig Ländern, auf denen über eine Viertelmillion Soldaten stationiert waren. Die US-amerikanischen Militärbasen wurden dazu geschaffen, die Völker der Erde und die gesamten Ressourcen des Planeten den nationalen Interessen der USA unterzuordnen. It is America, nicht wahr, Mister President?

Nun gut, kommen wir jetzt zur Verlesung der Anklageschrift. Sie haben am Ende der Verhandlung das Recht, zu allen Punkten ausführlich Stellung zu beziehen.«

Die Liste der Anklagen war lang. Und ihre Begründungen endlos. Cording hatte kurz nach seiner Ankunft in San Francisco eine Kopie ins Hotel geschickt bekommen, ein persönliches Entgegenkommen der Informationsministerin. Eigentlich verspürte er wenig Lust, dem Robenkasper da unten jetzt vier Stunden dabei zusehen zu müssen, wie der das Drehbuch, welches eigens für ihn geschrieben worden war, auf dramatische Art zu interpretieren versuchte. Ein solches Theater mochte für die Massen ECOCAs einen Unterhaltungswert haben, schließlich stand in der Republik ja sonst nichts auf dem Veranstaltungskalender; für ihn war das Bemühen nur nervig. Die harten Fakten, die der Angeklagte im Laufe seiner zwei Amtsperioden bis 2017 geschaffen hatte, brauchten kein Propagandaspektakel, um als das zu erscheinen, was sie waren: ein Angriff auf die Lebensgrundlagen und auf die Würde des Menschen. Mit dem Monsanto-Schutzgesetz, das Obama kurz nach seiner Wiederwahl im Jahr 2013 unterzeichnet hatte und über das der Staatsanwalt jetzt referierte, wurde die Büchse der Pandora geöffnet. Durch den »Zusatz 735« erhielten die globalen Chemieriesen Monsanto, Bayer, Syngenta und DuPont im Geschäft mit genmanipuliertem Saatgut eine nie da gewesene Handlungsfreiheit. Künftig konnten Gerichte, die begründete Zweifel an der Umwelt- und Gesundheitsverträglichkeit neuer genmanipulierter Produkte hatten, deren Aussaat, Vertrieb und Verkauf nicht mehr verhindern.

»Die Quittung für Ihre duckmäuserische, industriebhörige Politik, Mister President, hat die Weltgemeinschaft inzwischen erhalten«, schleuderte der Staatsanwalt dem Angeklagten ins Gesicht, während auf den Screens eine Weltkarte erschien, auf der die geschädigten landwirtschaftlichen Flächen rot eingefärbt waren. »Ob in Asien, Afrika, Europa oder Amerika – überall hatte der Anbau genmanipulierter Pflanzen dazu geführt, dass die Böden erodierten und nun kaum noch etwas hergeben. Somit tragen Sie eine Hauptschuld an den Hungerkatastrophen und den daraus resultierenden Bauernaufständen und Bürgerkriegen, welche die gesellschaftlichen Fundamente vieler Nationalstaaten nachhaltig unterminierten.«

Seine Worte wurden von Bildern untermalt, die schwer zu ertragen waren. Man sah endlose Trecks von Hunger- und Armutflüchtlingen sich über aufgeplatzte Erde bewegen. »Gewürzt« wurde der Horrorstreifen durch Großaufnahmen ausgemergelter Frauen, deren schlaffe Brüste wie Hautlappen auf den Bäuchen lagen. Viele trugen Babys auf ihren Armen, deren an Totenschädel erinnernde Köpfe hin und herschaukelten. Ihre stumpfen Augen blickten ins Leere, als suchten sie die Pforte zum Himmel. Obama, den die Kamera zwischendurch immer wieder ins Visier nahm, saß mit zusammengekniffenen Lippen auf seinem Stuhl und schüttelte kaum merklich den Kopf.

»Sagt Ihnen der Name Roy Blunt etwas, Mister President?«, fragte der Staatsanwalt, der entdeckt hatte, dass die Anrede durchaus zynisch zu benutzen war. »Natürlich sagt Ihnen der Name etwas. Senator Roy Blunt stammte aus dem Bundesstaat Missouri, wo Monsanto seinen internationalen Hauptsitz hatte. Der verstorbene Senator war einer von zahlreichen Kongressabgeordneten, die von Monsanto bestochen worden waren. Blunt hatte den umstrittenen Zusatz 735 formuliert und ins Haushaltsgesetz eingefügt. Spät zwar und anonym, aber er stand im Gesetz, das Sie unterschrieben haben. Falls Sie uns weismachen wollen, dass Sie davon nichts gewusst haben, müssten wir Ihnen im Nachhinein die Qualifikation zum Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika absprechen, was mit Ihrem Selbstverständnis vermutlich nur schwer vereinbar wäre ...«

Er drehte sich mit solchem Schwung dem Publikum zu, dass sich seine geöffnete Robe wie der Rock eines tanzenden Derwishes in die Lüfte erhob. Cording musste schmunzeln. Inzwischen fand er Gefallen an der Performance. Den Leuten im Theater ging es genauso, sie johlten vor Begeisterung.

Tanith Agosta schien mit der Entwicklung, die der Prozess genommen hatte, ebenfalls zufrieden. »Er ist unser bester Mann«, flüsterte sie Cording ins Ohr, der sich allerdings fragte, wie man dieses Tribunal in drei Tagen über die Bühne bringen wollte. Neben dem heute verhandelten Anklagepunkt warteten sieben weitere Brocken, die man vermutlich ähnlich ausführlich behandeln würde: Der massenhafte Bruch des Völkerrechts. Obamas Drohnenpolitik. Die von diesem Präsidenten forcierte digitale Inquisition durch die NSA und andere Geheimdienste. Die sukzessive Auflösung der Bürgerrechte in seiner Amtszeit. Die Absegnung der Folter auf Guantanamo und in den Geheimgefängnissen der CIA. Die Einführung der *Prolonge Detention*, wie die unbegrenzte Vorbeugehaft genannt wurde. Die Errichtung von Konzentrationslagern für Migranten, Umwelt- und Armutflüchtlinge. Hinzu kam ein Tag für die Verteidigungsrede und die Urteilsfindung. Um dieses Programm in dem vorgelegten Tempo abwickeln zu können, bedurfte es mindestens einer Woche.

Als Cording die Informationsministerin nach Beendigung des ersten Prozesstages daraufhin ansprach, gestand sie zu seiner Verblüffung, dass man den Prozess für exakt diese sieben Tage ausgelegt hatte.

»Der Slogan ›*Three Days of Justice*‹ war für die Weltöffentlichkeit bestimmt«, sagte Tanith Agosta, als sie sich im Foyer den Mantel aushändigen ließ, »aber in der Penalty Lottery sind Eintrittskarten für sieben Tage verlost worden, wobei wir darauf geachtet haben, dass jeder Gewinner nur einmal Zutritt findet.«

»Warum dann die falsche Ankündigung?«, fragte Cording.

»Aus propagandistischen Gründen. Es macht sich immer gut, wenn etwas in die Verlängerung geht, das gibt der ganzen Angelegenheit noch einmal eine besondere Bedeutung. Bis morgen, Mister Cording.«

»The Second Day of Justice« gehörte der Jugend. Das Publikum bestand ausschließlich aus Schülern und Studenten, die Obama allenfalls aus dem Geschichtsunterricht kannten. Die gespannte Erwartung, die gestern im Theater zu spüren war, hatte einer lockeren Stimmung Platz gemacht, die auch dann noch andauerte, als sich Parkett und Ränge ins Dunkel hüllten. Zu Cordings Überraschung hatten sich die Regisseure des Schauprozesses einen neuen Einstieg ausgedacht. Der Vorhang öffnete sich und es erklang die erste Strophe des bekannten Folksongs ›Abe Lincoln Went to Washington‹:

In eighteen hundred and sixty one

For bowls, for bowls,

In eighteen hundred and sixty one

For bowls, says I,

In eighteen hundred and sixty one

Abe Lincoln went to Washington

Chorus:

And we'll all drink stone blind,

Johnny fill up the bowl!

Als der Chor einsetzte, wurde die Bühne von einem Stroboskopgewitter erhellt, das den Angeklagten regelrecht zu zerhacken schien und schließlich als zitterndes Häufchen Elend auf seinem Stuhl zurückließ. Der alte, dem Publikum aber nicht vertraute Discotrick kam an, jedenfalls spendeten die Jugendlichen der Darbietung begeistert Beifall, was den Staatsanwalt zu der Bemerkung veranlasste, dass dies ein wunderbarer Prozesstag werden würde.

»Heute zeigen wir Ihnen, wie perfide, wie pervers, wie skrupellos der Angeklagte mit dem kostbarsten Erbe Abraham Lincolns umgegangen ist: der Bill of Rights.« Er knöpfte seine Robe auf, steckte die rechte Hand in die Hosentasche und schlenderte lässig an die Rampe. »Die Bill of Rights«, fuhr er fort, »sicherte den amerikanischen Bürgern zehn unveräußerliche Grundrechte zu. Ich denke mal, dass Sie in der Schule gut aufgepasst haben, also erspare ich mir die Aufzählung sämtlicher Zusatzartikel an dieser Stelle.«

Cording sah Tanith Agosta an. Er konnte sich nämlich nur schwer vorstellen, dass die Bill of Rights in der Ökorepublik Eingang in den Lehrplan gefunden hatte. Das hätte ja bedeutet, dass dieser Staat sich selbst bloßstellte, denn wenn etwas in ECOCA im Argen lag, dann waren es die Menschenrechte. Die Ministerin zog es vor, seinen fragenden Blick zu ignorieren.

»Ich nenne Ihnen lediglich den fünften und sechsten Zusatzartikel«, hörte er den Staatsanwalt sagen. »Sie werden gleich verstehen, warum. Der fünfte Artikel schreibt vor, dass ein Bürger der Vereinigten Staaten im Falle einer schwerwiegenden Anklage vor ein Geschworenengericht gestellt werden muss. ›Kein Entzug von Leben, Freiheit oder Eigentum ohne vorheriges ordentliches Gerichtsverfahren nach Recht und Gesetz durch die Vereinigten Staaten von Amerika«, heißt es wörtlich.

Artikel sechs bringt es noch deutlicher auf den Punkt. ›Recht auf Information über Art und Gründe der Klage; Recht der/des Angeklagten auf Gegenüberstellung mit den sie/ihn belastenden Zeugen; Recht auf Hinzuziehung von Entlastungszeugen; Recht auf einen Anwalt.«

Ich zeige Ihnen jetzt Ausschnitte aus zwei Reden, beide von demselben Mann, beide von dem Angeklagten. Die eine Rede könnte man als ultimativen Lobgesang auf die Verfassung, auf das demokratische Gemeinwesen und die amerikanischen Werte deuten. Aber da gibt es ja noch die andere Rede, in der Mister Obama für sich Kompetenzen reklamiert, die für einen US-Präsidenten so weder festgeschrieben noch vorgesehen waren. Das ist beispiellos in der Geschichte der Vereinigten Staaten. Keiner seiner dreiundvierzig Amtsvorgänger, von George Washington bis George W. Bush, hat versucht, eine solche Machtfülle auf sich zu vereinen. Das Bemerkenswerte daran ist, dass der Angeklagte diese zwei Reden quasi in einem Atemzug gehalten hat. Und zwar am 21. Mai 2009 im Nationalarchiv von Washington D. C., wo das Original der amerikanischen Verfassung ausliegt, mit der im Jahre 1787 die politische und rechtliche Grundordnung der Vereinigten Staaten von Amerika festgelegt wurde.

In dem ersten Teil seiner Rede fällt Mister Obama ein vernichtendes Urteil über die Amtsführung seines Vorgängers und dessen gesamten Regierungsapparat. Er nannte

die Politik George W. Bushs eine Katastrophe. Wörtlich sagte er: »Die Bush-Regierung baute auf die Ängste der Menschen, anstatt eine weitsichtige Perspektive ins Auge zu fassen. Sie erfand das Schreckgespenst des Terrorismus, um auf diese Weise die Bürgerrechte unterhöheln zu können. Diese Politik war juristisch nicht abgesichert und weder effektiv noch nachhaltig.«

Autsch! Aber nur wenige Augenblicke später formulierte er seine eigenen unrechtmäßigen Vorstellungen, wie dem Terrorismus zu begegnen sei. Er segnete ein Verfahren ab, das er *Prolonged Detention* nannte, anhaltende Inhaftierung. Vermutlich hat niemand von Ihnen je das Vergnügen gehabt, den Hollywood-Blockbuster *Minority Report* zu sehen, in dem der große Steven Spielberg Regie führte. Hauptdarsteller des 2002 gedrehten Streifens war Tom Cruise. Cruise war ein Cop der Washingtoner Polizei und arbeitete für das *Department of Precrime*, in der Menschen beschäftigt waren, die über telepathische Fähigkeiten verfügten und Verbrechen voraussehen konnten. Präkognition heißt das. Sobald die *Precog*genannten Hellseher eine Vision hatten, in der ein Verbrechen vorkam, wurden Cruise und seine Greifertruppe losgeschickt, um die Menschen zu verhaften, die in Verdacht standen, kriminell zu werden. Eine schreckliche Vorstellung, finden Sie nicht? Der Film spielt im Jahr 2054, von uns aus sind das neunzehn Jahre in die Zukunft gerechnet. Praktisch umgesetzt aber wurde dieses Schreckensszenario bereits unter diesem Mann.«

Der Staatsanwalt deutete auf Obama, dessen knöchigen Hände sich um die Armlehnen krallten, als wollte er sich vergewissern, dass er noch von dieser Welt war. Unterdessen lief eine Szene aus dem *Minority Report* auf den Screens, in der Tom Cruise einen Mann in dessen Wohnung zu Boden drückt und ihm den Grund des Überfalls erklärt: »Mein Name ist John Anderton von der Precrime-Division. Heute ist der 7. Januar. Ich verhafte Sie wegen Mordes am 27. Januar um 21 Uhr, 12 Minuten und 7 Sekunden.« – »Das können Sie nicht tun«, schrie sein Opfer, »ich habe nichts getan!«

»Er hat nichts getan«, wiederholte der Staatsanwalt, »aber sie haben ihn. Ein Mörder aus der Zukunft. Unheimlich, oder? Man steckt jemand ins Gefängnis, nicht für das, was er getan hat, sondern für das, was er eventuell noch tun wird.«

Jetzt zeigten sie einen Ausschnitt aus der Rede, auf die sich der Ankläger zu Beginn bezogen hatte. Man sah Obama am Pult stehen, wobei er den Kopf in der für ihn typischen Manier in regelmäßigen Abständen nach links und nach rechts drehte: »Es gibt eine Reihe von Leuten, die man zwar nicht wegen bereits begangener krimineller Taten verhaften kann«, sagte er, »aber von denen man vermuten darf, dass sie die noch ausführen werden. Für die Sicherheit der Vereinigten Staaten ist eine solch

vorbeugende Maßnahme von großer Bedeutung. Indem wir die Verdächtigen festnehmen, hindern wir sie daran, uns anzugreifen.«

»Willkürliche Festnahmen aus Gründen der nationalen Sicherheit. Unbefristete Gefängnisstrafen ohne Gerichtsurteil. Das ist, was der Angeklagte gefordert und eingeführt hat«, bemerkte der Staatsanwalt, der sich inzwischen neben Obama aufgebaut hatte. »Die New York Times schrieb damals: ›Die Amerikaner wussten seit Jahren, dass so etwas passieren könnte, aber zum Glück waren sie in der Lage, die Bush-Regierung daran zu hindern.« Es blieb dem Hoffnungsträger vorbehalten, das amerikanische Recht auf nicht vorstellbare Weise zu brechen. Wie kann ein Mann im ersten Teil seiner Rede eine Eloge auf das Recht und die Verfassung halten, um sie im zweiten Teil vollständig außer Kraft zu setzen? Wie können so gegenseitige Positionen in einer Person existieren, wie kommen sie in ein und dieselbe Rede?«

Es folgte ein weiterer Auszug: »Was die *Prolonge Detention* betrifft«, hörte man Obama sagen, »so hat meine Regierung das juristische Umfeld neu justiert, damit wir sicher sein können, dass die Maßnahmen sich mit dem geltenden Recht vereinbaren lassen.«

»Ignoranter kann man mit einem Rechtsstaat nicht verfahren!«, rief der Staatsanwalt. »Dieser Mann ist ein auf das US-Verfassungsrecht spezialisierter Rechtsanwalt von Beruf. Aber er hatte nichts dagegen, die Gesetze aufs Gröbste zu missachten. Er bastelte sich einfach ein neues Recht, das seine Schweinereien legalisierte. Oder ist es etwa keine Schweinerei, wenn es dem Staat erlaubt ist, jeden x-beliebigen Bürger auf Verdacht festzusetzen, ohne Gerichtsurteil und solange es ihm beliebt? Wie sah es damals in anderen Ländern aus? In Großbritannien zum Beispiel, dem treuesten Verbündeten der USA? Auch dort gab es heftige Debatten um die Vorbeugehaft. Premierminister Blair forderte drei Monate, das Parlament entschied letztlich auf achtundzwanzig Tage. Unter diesem Mann aber, meine Damen und Herren, konnten Menschen auf einen bloßen Verdacht hin zehn Jahre, ach, was sage ich, zwanzig Jahre, sogar unbegrenzt weggesperrt werden. Und wissen Sie wohin? Hören Sie mal ...«

»Für all diejenigen, die amerikanisches Leben vernichten oder zu vernichten beabsichtigen, haben wir Unterkünfte abseits unserer Städte geschaffen, Trainingscamps, in denen die kriminellen Subjekte zur Besinnung kommen sollen.«

»Diese Konzentrationslager existieren noch heute in den Wüsten Nevadas und im Ödland Oklahomas und anderer Bundesstaaten. Die sogenannten FEMA-Camps sind für fünfzehn Millionen Menschen ausgelegt. Jeder zehnte Amerikaner, jeder zehnte Restamerikaner«, korrigierte sich der Ankläger, »befindet sich im KZ. Zu verantworten hat das dieser Mann: Barack Hussein Obama!«

Ein ohrenbetäubendes Pfeifkonzert erfüllte den Zuschauerraum des Orpheum Theatres. Der Staatsanwalt machte nicht die geringsten Anstalten, dem Sturm der Entrüstung Einhalt zu gebieten, im Gegenteil, er schien die Situation zu genießen. Er hatte sogar die Unverfrorenheit, sich inmitten des provozierten Lärms hinab zu beugen und Obama etwas ins Ohr zu flüstern. Seine aggressive Geste wirkte auf Cording wie die plötzliche Drohgebärde einer Giftschlange.

Der nächste Anklagepunkt behandelte die sogenannte digitale Inquisition, die unter Barack Obama für weltweite Empörung gesorgt hatte. Cording war froh, dass sich Tanith Agosta an dieser Stelle für heute entschuldigte, denn das gab ihm die Möglichkeit, sich ebenfalls zu entfernen. Die Überwachungspraktiken der amerikanischen Geheimdienste aus der Hochblüte des Internets waren ihm hinreichend bekannt, das musste er nicht noch einmal haben. Er blieb noch einige Minuten auf seinem Platz, um sicherzugehen, dass er der Informationsministerin im Foyer nicht über den Weg lief. Vielleicht zog sie sich im Waschraum die Lippen nach, bei Frauen wusste man nie ...

Inzwischen waren die jungen Leute zur Ruhe gekommen, hatte der Staatsanwalt ihnen erzählt, wie bewundernd sich Obama vor seiner ersten Wahl über Whistleblower geäußert hatte, die er als wertvollste Quelle bezeichnete, wenn es darum ging, Informationen über das Fehlverhalten von Regierungen zu bekommen.

»Was«, so dröhnte er, »ist aus dem Versprechen des Angeklagten, für mehr Transparenz im Regierungshandeln zu sorgen, geworden? Ich verrate es Ihnen: Bereits in den ersten zwei Jahren seiner Amtszeit sind fünf Whistleblower aus dem US-Geheimdienstbereich nach dem Anti-Spionage-Gesetz verurteilt worden. Dieses Gesetz stammt aus dem Jahre 1917 und sieht sogar die Todesstrafe vor. Fünf Whistleblower in zwei Jahren. Das waren schon damals mehr Fälle, als unter allen US-Präsidenten vor ihm zusammengenommen. Der ehemalige NSA-Mitarbeiter Thomas Drake, der die Öffentlichkeit bereits 2003 über ungesetzliche Überwachungsmaßnahmen informiert hatte, meinte dazu, dass er große Hoffnungen in Obama gesetzt hatte, aber bitter enttäuscht worden sei. Drake wörtlich: ›Obama hat die Geheimhaltungspraxis des Staates auf ein Niveau gebracht, an das sein Vorgänger George W. Bush nicht zu denken gewagt hätte.«

Zehn Minuten war es her, dass Tanith Agosta die Loge verlassen hatte. Cording hielt die Zeit für gekommen, sich nun ebenfalls zu verabschieden. Im Foyer stieß er auf John Knowles, der sich an der Bar ein Bier gönnte.

»Ziemlich anstrengende Angelegenheit, das Ganze«, nuschelte Knowles und prostete ihm zu. »Bin ja froh, dass es jemand gibt, der das ähnlich sieht.«

»Schmeckt das Bier?«

»Bei dem, was wir hier geboten bekommen, schmeckt alles, mein Freund. Vorausgesetzt, es ist mit Alkohol versetzt ... Ich meine, was regen sich die Leute auf? US-Präsidenten sind Marionetten, sie mussten schon immer nach der Pfeife der Global Player tanzen. Obama, dieser skrupellose Agnostiker, ist von denen doch nur deshalb erwählt worden, weil er nach dem verheerenden Eindruck, den sein Vorgänger hinterlassen hatte, dem Volk mit großer Überzeugungskraft die ekstatischen Tröstungen einer alten Religion bieten konnte – die Vision eines Amerikas, das die Unterschiede von Hautfarbe, Klasse und Partei überwindet und dem zerrissenen Land, das sich von seinen Grundprinzipien zu offensichtlich verabschiedet hatte, versprach, es zu neuer Eintracht zu führen. Genau das war seine Eintrittskarte ins Amt. Dass er sich als eine solche Drecksau entpuppt hat, war in dem Maße nicht vorauszusehen, darf aber doch niemand verwundern. – Schmeckt doch, der Hopfentropfen, oder etwa nicht. Noch eins? Kommen Sie, wir trinken noch eins ...«

»Tut er Ihnen nicht manchmal leid, John?«, fragte Cording, als er das zweite Glas Bier in Empfang nahm. »Der Mann ist vierundsiebzig, der ist fix und fertig. Stellen Sie sich vor, Sie müssten da sitzen ...«

»Wollen Sie eine ehrliche Antwort?«

Cording nickte.

»Nein, er tut mir nicht leid, nicht die Bohne. Der Mann ist das Scheinwerferlicht gewohnt. Der hatte nur die Orientierung verloren durch seine Machtgeilheit. Es wird Zeit, dass er begreift, wer er wirklich ist. Es hilft, wenn man weiß, wer man wirklich ist. Obama ist eben auch nur ein Mann, der seine Eier zwei Mal täglich in die Kloschüssel hängt. Jetzt begreift er das endlich. Die Hunderttausende von Toten, die auf sein Konto gehen, hatten die Chance zur Selbsterkenntnis nicht. Kommen Sie, wir trinken noch eins, dann gehen wir ...«

San Francisco, 15. Oktober 2035

Die ersten sechs Tage des Prozesses liegen hinter mir und ich frage mich, wer mehr gelitten hat: Obama oder ich. Obwohl mir die Show mitsamt ihrem Moderator gelegentlich dermaßen gegen den Strich ging, dass ich das Theater am liebsten verlassen hätte, war ich nicht imstande, zu gehen. Dabei war Tanith Agosta in Geschäften unterwegs, meine Abwesenheit wäre also nicht aufgefallen. Ich klebte wie hypnotisiert an meinem Platz, was sicher damit zu tun hatte, dass der Staatsanwalt immer wieder mit Fakten zu überraschen wusste, von denen ich nie zuvor gehört hatte. Als es um den Bruch des Völkerrechts ging, erwähnte er beispielsweise ein Joint Special Operation Command, JSOC genannt, das direkt dem Weißen Haus

unterstellt war. JSOC durfte nach Belieben in jedem Land der Welt zuschlagen. Die Elitekrieger kamen nachts, sie traten die Türen der Verdachtspersonen ein und liquidierten sie an Ort und Stelle. In drei Vierteln aller Fälle traf es Unschuldige, was jedoch als Kollateralschaden verbucht wurde.

Wie war es möglich, dass eine kleine, verdeckte Einheit im größten konventionellen Krieg der Welt, denn das waren die US-Auslandseinsätze, unbemerkt die Führung übernehmen konnte? Die verschleierte Antwort hatte Obama vor dem Kongress selbst gegeben: »Wir begrüßen eine bessere Kontrolle unserer Handlungen, stärken aber gleichzeitig das Privileg der Staatsgeheimnisse.« Man konnte den Machern dieses Tribunals viel vorwerfen, eine schlechte Recherche gehörte nicht dazu.

John hatte nach dem zweiten Tag aufgegeben, er betritt das Theater erst morgen wieder, wenn das Publikum sein Urteil fällt. Natürlich gehen die Verantwortlichen von der Todesstrafe aus, schließlich endete bisher jeder Schauprozess in ECOCA mit der Höchststrafe. Aber irgendetwas sagt mir, dass es diesmal anders laufen wird. Das hängt mit dem gestrigen Auftritt von Natasha Obama zusammen, der jüngeren Tochter des Angeklagten, die das Tribunal überraschenderweise als Entlastungszeugin geladen hatte, was ich aus strategischer Sicht nicht nachvollziehen kann. Vermutlich hat man sich vom Auftritt der Vierunddreißigjährigen eine intime Sicht auf einen sich sorgenden, in sich zerrissenen Familienvater erhofft, um auf diese Weise den Konflikt zwischen einer integren Privatperson und den Erfordernissen einer ferngesteuerten, gnadenlosen Politik zu verdeutlichen. Nach dem Motto: Seht her, so funktioniert das, wenn man sich auf das Spiel der wahrhaft Mächtigen einlässt. Den rührenden Einblick ins Familienleben hat Natasha geliefert, unter Tränen und überzeugender, als es den Strippenziehern des Prozesses recht sein konnte. Diese Frau ist ja mehr als nur die Tochter des Angeklagten. Sie hat die Vereinigten Staaten verlassen und ist in die abtrünnige North West Republic gezogen, wo Brandon Shelby regiert, einer von Obamas Nachfolgern. Außerdem ist sie eine bekannte Ökologieprofessorin, die an der Universität von Seattle lehrt, was ihrem Renommee in ECOCA gewiss nicht abträglich ist. Der Ökorat ging also hohes Risiko, als er ihr gestattete, für den Vater auszusagen. Tatsächlich zeigten sich die Leute von ihrem Auftritt beeindruckt, der ein ganz anderes Bild des Angeklagten zeichnete, als es der Staatsanwalt die letzten Tage mit seiner übertriebenen Polemik zu vermitteln suchte. Als die Zeugin am Schluss ihrer Ausführungen zu ihrem Vater aufs Podest stieg und ihn minutenlang umarmte, applaudierte die Menge. Ein Affront, der sicher nicht eingeplant war. Den Menschen ging es um mehr, als um eine simple Solidaritätsbekundung, sie witterten hier die einmalige Chance, ihren Unmut über das hiesige Regime zum Ausdruck zu bringen,

das sie zu Arbeitssklaven eines radikal vollzogenen ökologischen Neuaufbaus degradiert hatte.

John zeigte mir eben den Text seiner aktuellen Kolumne, die er der New York Times gestern Abend übermittelt hatte. Darin findet sich ein bemerkenswerter Auszug aus Obamas Siegesrede, die er 2009 unmittelbar nach seiner Wahl in Chicago gehalten hatte: »Wenn es da draußen immer noch jemanden gibt, der daran zweifelt, dass in Amerika alles möglich ist, wenn es jemanden gibt, der glaubt, der Traum unserer Gründerväter sei nicht mehr lebendig, dann ist diese Nacht unsere Antwort darauf. Die Antwort kam von Jungen und Alten, von Reichen und Armen, von Demokraten und Republikanern, Weißen, Schwarzen, von lateinamerikanischen und asiatischen Amerikanern, von den amerikanischen Ureinwohnern, von Homosexuellen und Heterosexuellen, von Behinderten und Nichtbehinderten. Von Amerikanern, die der Welt klar machen, dass wir nie nur eine Ansammlung von Individuen oder roten und blauen Staaten waren. Wir sind – und wir werden es immer sein – die Vereinigten Staaten von Amerika!« Knowles kommentiert das folgendermaßen: »Die Menschen wollten eine Predigt hören, um aus ihrer chronischen Einsamkeit zu finden, und keine wohlformulierten Gedanken zur Außen- oder Wirtschaftspolitik. Ihnen war damals noch nicht klar, dass mehrere Obamas unterwegs waren: der charismatische Prediger, der gewandte, gut vorbereitete Experte und der schlanke Mann im dunklen Anzug, der so sehr in seinen Überlegungen versinken konnte, als spräche er zu sich selbst.«

Die Erinnerung an diesen Prediger war gestern auf magische Weise auferstanden. Dafür hatte das eindringliche Plädoyer seiner Tochter gesorgt. Die Stimmung für den Angeklagten kippte selbst dann nicht, als der Staatsanwalt unmittelbar darauf sein schwerstes Geschütz auffuhr. Er zitierte sieben Menschen im Alter zwischen fünfundzwanzig und dreißig Jahren auf die Bühne. Sie stammten aus Afghanistan, dem Jemen, aus Syrien, Pakistan, dem Iran, Indien und Korea. Zwei von ihnen saßen im Rollstuhl, einer ging an Krücken, einem weiteren fehlten beide Arme. Sie und die restlichen drei waren als Kinder einem Drohnenangriff ausgesetzt gewesen, bei dem sie entweder die Eltern, ihre Geschwister, Tanten oder Onkel verloren hatten. In vier Fällen auch alle zusammen – bei Hochzeitsfeierlichkeiten oder anderen Familienfesten. In den zwei Amtszeiten Obamas gab es insgesamt vierzehntausend zivile Opfer durch Drohnenangriffe auf vermeintliche Terroristen. Vor diesem Tribunal hatten sieben betroffene Zeugen nun die Gelegenheit erhalten, ihre Geschichten zu erzählen. Es war nicht einfach, ihnen zuzuhören.

Als der Staatsanwalt Barack Obama am Ende aufforderte, sich bei diesen Menschen zu entschuldigen, war ich zum ersten Mal voll und ganz auf seiner Seite. Die Entschuldigung blieb aus. Ebenso wie die Entschuldigung gegenüber den verstörten

Folteropfern aus Guantanamo und einigen Geheimgefängnissen der CIA, die im Anschluss vorgeführt wurden, und von denen eines es wagte, dem Angeklagten beim Abgang in die Kulissen ins Gesicht zu spucken. »Mister President mag sich nicht äußern«, bilanzierte der Staatsanwalt, ohne auf den Vorfall einzugehen, »er sieht offensichtlich keinen Zusammenhang zwischen der von ihm ausgestellten Lizenz zum Töten und den beklagenswerten Schicksalen, von denen wir eben gehört haben.« Er erinnerte an Obamas inzwischen legendäres Eingeständnis »We tortured some folks ...« aus dem Jahre 2014, als er auf einer Pressekonferenz zugeben musste, von den Foltermethoden nicht nur gewusst, sondern sie sogar abgesegnet zu haben.

Ich bin sehr gespannt auf Obamas Verteidigungsrede, die für morgen vorgesehen ist. Welche Knöpfe wird er drücken, um seinen Kopf aus der Schlinge zu ziehen? In ECOCA wird gehängt, das weiß er ...

»Fällt Ihnen etwas auf?«

»Was denn, John?«, fragte Cording leicht genervt. Er hasste diese Standardfrage, mit der Knowles das Gespräch zwischen ihnen gerne eröffnete, auf die er aber nicht wirklich eine Antwort erwartete. Trotzdem sah sich Cording jedes Mal genötigt zu reagieren, denn vorher war der alte Knabe nicht bereit, seine Beobachtungen preiszugeben. »Was denn, John?« war sozusagen die verbale Zugbrücke, die es herunterzulassen galt, wenn man in den Genuss von Knowles feinsinnigen Wahrnehmungen kommen wollte, die immer überraschend und meist treffend waren.

»Das Publikum. Die Leute wirken ein wenig beklommen. Als laste die Bürde, Obama zum Tode verurteilen zu müssen, zu schwer auf ihnen. Sie wissen, dass man ihr Urteil nachprüfen kann. Die elektronischen Geräte, mit denen abgestimmt wird, sind mit den Sitzen verbunden und wer wo sitzt, ist genau festgeschrieben. Parkett, Reihe elf, Platz sieben: Mrs. Barbara Ventura aus Sausalito, Filbert Avenue 47. Wie lautete ihr Urteil? Todesstrafe, brav. Und Mister Ralph Paddington aus Sacramento? Wie hat der entschieden? Zehn Jahre. Um den sollten wir uns mal kümmern. So läuft das in einer Diktatur. Wie sind die eigentlich auf den albernen Namen ECOCA gekommen?«

»Das wissen Sie nicht? Sie machen Witze, John.«

»Glauben Sie mir, ich hab keine Ahnung.«

»ECO steht für Ecology, und CA für California.«

Sie verabredeten sich nach Ende des Prozesses unten an der Bar und suchten ihre Logenplätze auf. Tanith Agosta begrüßte Cording mit einem strahlenden Lächeln, sie trug ein safrangelbes Kostüm und eine Halskette aus schwarzen Perlen, was ihn sofort an Maeva denken ließ und daran, in welcher subtiler Feindschaft sich die beiden Frauen vor sieben Jahren begegnet waren. Zu seiner Überraschung begann dieser

Tag, der doch den Höhepunkt des Tribunals bildete, ohne überflüssiges Brimborium. Kein Knalleffekt, kein Stroboskopgewitter, keine dramatische Musikuntermalung. Der Vorhang öffnete sich unspektakulär, Obama saß wie immer auf seinem Stuhl, nur dass er sich diesmal nicht blinzelnd dem Frontalangriff eines Scheinwerfers zu erwehren hatte. Der Staatsanwalt stolzierte in bewährter Manier an den Bühnenrand.

»Wir haben in den letzten Tagen erfahren, welch ungeheurer Verbrechen sich der Angeklagte schuldig gemacht hat«, begann er. »Ich vermute, dass uns Mister Obama nachher in seiner Verteidigungsrede weiszumachen versucht, dass er durch die politischen und wirtschaftlichen Umstände keine andere Wahl hatte, als so zu handeln, wie er es nun einmal getan hat. Vielleicht erzählt er uns, dass er nicht frei entscheiden konnte, da er dem permanenten Druck einer geld- und machtgierigen Elite ausgesetzt war, die seit hundertdreißig Jahren die Fäden in Washington zieht. Aber das glaube ich eher nicht, dazu ist er nicht mutig genug. Dazu war er selbst zu sehr in die Strukturen der betreffenden Geheimorganisationen eingebunden. So war er beispielsweise ein gern gesehener Gast auf den sogenannten Bilderberg-Konferenzen, jenen informellen, privaten Treffen, auf denen die einflussreichsten Persönlichkeiten der Erde aus Wirtschaft, Militär, Politik, Medien, Wissenschaft und dem Adel einmal jährlich zusammen trafen, um an einer Neuen Weltordnung zu basteln.

Damit Sie eine Vorstellung davon bekommen, was das ist, die neue Weltordnung, hilft eine Aussage des verstorbenen Weltbankiers und Bilderbergers David Rockefeller. »Alles, was wir benötigen«, hat Rockefeller gesagt, »ist die eine, richtig große Krise, und die Nationen werden die neue Weltordnung akzeptieren.« Er plädierte dafür, diese Krise sogar künstlich herbeizuführen, um die Menschen so schnell wie möglich müde zu machen an den Zuständen. Die Krise, von der Rockefeller – und nicht nur er – träumte, sollte das Verlangen nach etwas ganz Neuem schüren, nach einer New World Order, einer neuen Weltordnung, mit der sich die Giergeier den Globus endgültig unter den Nagel reißen wollten.

Nein, meine Damen und Herren, Mister Obama wird die Zusammenhänge zwischen den wahrhaft Mächtigen und ihren politischen Handlangern niemals offenlegen. Er ist ein Verschworener, der seine Kritiker als Verschwörungstheoretiker abzukanzeln pflegte. Der Wechsel von George W. Bush zu Barack Obama war eine geschäftliche Übernahme, kein politischer Richtungswechsel. Obama war ein schwacher Präsident, er war Wachs in den Händen der Eliten. Nun, das waren andere Präsidenten vor ihm und nach ihm auch. Und dennoch gibt es Männer, die Courage bewiesen haben, die bewiesen haben, dass man als US-Präsident nicht zwangsläufig zum willfährigen Feigling mutieren muss.

Sie sehen jetzt Ausschnitte aus fünf verschiedenen Reden, mit denen sich diese Männer, von denen zwei danach erschossen wurden, warnend an ihr Volk gewandt hatten. Der Erste ist Abraham Lincoln, der in unserem Eingangslied besungen wurde. Abe Lincoln war der sechzehnte Präsident der Vereinigten Staaten und regierte von 1861 bis 1865, bis er am Karfreitag desselben Jahres im Ford's Theatre in Washington D. C. einem Attentat zum Opfer fiel. Hören Sie genau hin, was Abraham Lincoln und die vier anderen Präsidenten ihrem Volk zu sagen hatten und vergleichen Sie ihre Worte nachher mit denen des Angeklagten.«

Auf den Screens erschien ein Schwarz-Weiß-Foto Lincolns, der dem Publikum mit einer Mischung aus Milde und Strenge direkt ins Herz zu schauen schien. Das Foto wurde von langsam abrollenden Textzeilen überdeckt: »Die Macht des Geldes beutet eine Nation in Friedenszeiten aus und verschwört sich gegen sie in Kriegszeiten. Sie ist despotischer als eine Monarchie, unverschämter als eine Autokratie und egoistischer als eine Bürokratie. Sie verleumdet all jene als Volksfeinde, die ihre Methode infrage stellen und Licht auf ihre Verbrechen werfen. Eine Zeit der Korruption an höchsten Stellen wird folgen und die Geldmacht des Landes wird danach streben, ihre Herrschaft zu verlängern, bis der Reichtum in den Händen von wenigen angehäuft und die Republik vernichtet ist.«

»Abe Lincoln, meine Damen und Herren. Er wusste schon sehr früh, dass die Wall Street die Main Street übernehmen würde.

Der Nächste aus der Garde der Couragierten ist Woodrow Wilson, achtundzwanzigster Präsident der USA und von 1913 bis 1921 im Amt. In Wilsons Regierungszeit fiel die Verabschiedung des Federal Reserve Act, der die gesetzliche Grundlage für eine Zentralbank legte. Die Federal Reserve setzte sich aus zwölf regionalen Privatbanken zusammen, die bis zum Jahre 2022 die Finanzpolitik der Vereinigten Staaten und damit einem Großteil der Welt lenkte.«

Nun war Woodrow Wilson auf den Screens zu sehen. Auch hier liefen die Textzeilen des Zitats über das verblässende Gesicht: »Ich bin der unglücklichste Mensch der Welt. Ich habe mein Land unwissentlich ruiniert. Diese großartige Industrienation wird jetzt von ihrem Kreditwesen kontrolliert. Wir haben keine Regierung des freien Willens mehr, wir haben keine Regierung mehr, die ihren Überzeugungen folgt und sich der Mehrheit des Volkes verpflichtet fühlt. Wir sind eine Regierung, die gezwungen wird, den Vorstellungen einer kleiner Gruppe dominanter Männer zu folgen.«

»Der Dritte in der Reihe der Couragierten«, fuhr der Staatsanwalt fort, »ist Dwight D. Eisenhower, Oberbefehlshaber der alliierten Streitkräfte im Zweiten Weltkrieg und vierunddreißigster Präsident der Vereinigten Staaten. Seine Amtszeit dauerte von 1952 bis 1961. Die Worte, die Sie jetzt hören, stammen aus seiner Abschiedsrede an das

amerikanische Volk, in der er seine Landsleute vor der bedrohlichen Macht des militärisch-industriellen Komplexes und den daraus resultierenden Gefahren für Freiheit und Demokratie warnte.« Der Film zeigte Eisenhower an seinem Schreibtisch.

»In den Gremien der Regierung müssen wir der Ausweitung des unbefugten Einflusses, ob aktiv oder passiv, des militärisch-industriellen Komplexes vorbeugen. Das Potenzial für einen verheerenden Anstieg der Macht am falschen Ort besteht und wird bestehen bleiben. Gott helfe diesem Land, wenn jemand Präsident wird, der das Militär nicht so gut kennt wie ich.«

»... der das Militär nicht so gut kennt wie ich«, wiederholte der Staatsanwalt, dessen Stimme heute erstaunlich unaufgeregt klang. »Fast scheint es, als hätte Eisenhower unseren Obama kommen sehen.

Der Vierte, der den Mut fand, sich über die wahren Machtverhältnisse offen zu äußern, war John F. Kennedy, der fünfunddreißigste Präsident der USA. Er trat sein Amt 1961 an, fiel aber bereits zwei Jahre später einem Attentat zum Opfer. Kennedy hatte schon in den ersten drei Monaten seiner Amtszeit erfahren müssen, dass er nur eine Marionette in der Hand übermächtiger Kapitalinteressen war. Aber er wehrte sich. Am 27. April 1961 hielt er eine historische Rede vor Zeitungsverlegern, die er in seinem Bemühen um Aufklärung der Bevölkerung um Unterstützung bat.«

»Meine Damen und Herren, bereits das Wort Geheimhaltung ist in einer freien und offenen Gesellschaft abstoßend. Eine übermäßige Geheimhaltung übersteigt die Gefahren, mit denen diese Geheimhaltung gerechtfertigt wird. Es besteht die sehr ernste Gefahr, dass unter dem Vorwand der Sicherheit versucht wird, Zensur und Geheimhaltung in unserer Gesellschaft dauerhaft zu etablieren. Ich habe nicht die Absicht, so etwas zu dulden. Wir haben es mit einer monolithischen und ruchlosen weltweiten Verschwörung zu tun, die ihren Einfluss mit verdeckten Mitteln ausbreitet. Es handelt sich hier um ein System, das mit gewaltigen menschlichen und materiellen Ressourcen eine komplexe und effiziente Maschinerie aufgebaut hat, die militärische, diplomatische, geheimdienstliche, wirtschaftliche und politische Operationen miteinander verbindet. Die Pläne bleiben geheim, Fehlschläge geraten nicht an die Öffentlichkeit. Wer sich in diesem System als Andersdenkender entpuppt, wird zum Schweigen gebracht. Keine noch so hohe finanzielle Ausgabe wird infrage gestellt. Verstehen Sie mich recht: Ich bitte Ihre Zeitungen nicht, die Politik meiner Regierung zu unterstützen, aber ich bitte Sie um Mithilfe bei der enormen Aufgabe, das amerikanische Volk zu informieren und zu alarmieren.«

»Dass die amerikanischen Medien ihn im Stich gelassen haben und 1963, nach dem tödlichen Anschlag in Dallas, lieber die offizielle Version von einem Einzeltäter propagierten, anstatt die Wahrheit zu recherchieren, zeigt, wie verloren ein US-

amerikanischer Präsident ist, wenn er mehr sein will als die Marionette mächtiger Hintermänner. In der Farce namens Demokratie ist die Außendarstellung der Macht nie identisch mit den wahren Kräfteverhältnissen. Die Demokratie dient immer nur als Deckmäntelchen von Verbrechen, denen sie Legalität verleihen soll.

Aber hören wir einen Nachfolger Obamas, Brandon Selby. Selby war der sechszehnte Präsident der Vereinigten Staaten und regierte nur dreizehn Monate, und zwar in den Jahren 2022/23. Er trat zurück, als er davon erfuhr, dass der Ölmulti Global Oil mit Genehmigung seines Energie- und Wirtschaftsministeriums in den Hoheitsgewässern Tahitis illegal nach Manganknollen schürfte, was nicht nur völkerrechtswidrig war, sondern auch eine gigantische Umweltkatastrophe zur Folge hatte. Und obwohl Selby von dem Coup nicht in Kenntnis gesetzt worden war, stellte er sich seiner Verantwortung und quittierte seinen Job.«

Von Selby gab es ebenfalls nur ein Foto zu sehen, diesmal natürlich in Farbe. Und wie zuvor liefen die Textzeilen auch hier von oben nach unten übers Bild: »Freiheit hat ihren Ursprung nie in der Regierung gehabt. Sie ging immer vom Volke aus. Die Geschichte der Freiheit ist eine Geschichte des Widerstands. Die Geschichte der Freiheit erzählt von der Begrenzung der Regierungsgewalt und nicht von ihrer Vergrößerung.«

»... sagt kein Geringerer als Brandon Selby. Was sagt der Angeklagte? Ich meine nachher. Was wird er nachher dazu sagen? Wir wissen es nicht, er hat ja bisher alles Mögliche erzählt, als Amtsinhaber wie als Privatperson. Der Mann ist ein Chamäleon, der sich seinem jeweiligen Umfeld perfekt anzupassen weiß.

Er galt den enttäuschten Amerikanern auf vielen Gebieten als Hoffnungsträger, eigentlich auf allen. Natürlich auch auf dem Gebiet des Umweltschutzes. So legte er im Wahlkampf, als es noch nicht wehtat, einen Plan vor, der vorsah, die erneuerbaren Energien in einem Maße zu fördern, dass die USA innerhalb von zehn Jahren unabhängig sein würden von Kohle- und Atomkraft und – hören Sie genau zu – von der Gewinnung und dem Import von Erdöl! Aber kaum war Barack im Amt, kündigte er den Bau neuer Atomkraftwerke an und erlaubte den Energieriesen, die Erdölgewinnung vor den landeseigenen Küsten zu erweitern. Obama war ein Verkünder, kein Entscheider. Wer heute vor der Küste Alaskas segelt, muss aufpassen, dass er nicht im Ölschlick stecken bleibt. Er muss seinen Zickzackkurs durch die Bohrinseln außerdem sehr genau berechnen, wenn er mit den Monstern einer unwirtlichen Vergangenheit nicht kollidieren will.«

»Jetzt wird es interessant«, flüsterte Tanith Agosta Cording ins Ohr, wobei ihr warmer Atem ihn fast die Worte vergessen ließ, mit denen sie leichtfertigerweise zu

verstehen gab, dass sie jedes Detail des Drehbuchs kannte, nach dem auf der Bühne seit sieben Tagen verfahren wurde.

»Schauen wir doch mal, wie erfolgreich der Ökomessias Obama war. Wohin hat seine Umweltpolitik, die von seinen Nachfolgern, Selby ausgenommen, bis heute praktiziert wird, letztlich geführt? Ich verrate es Ihnen: in ein neues Zeitalter, ins Anthropozän, wie es die renommierte Fachzeitschrift *Nature* nennt. Der Begriff kommt aus dem griechischen und bedeutet sinngemäß *das von Menschen gemachte Neue*. Es bezeichnet die Ära, in der wir Menschen zum wichtigsten Einflussfaktor auf die biologischen, geologischen und atmosphärischen Prozesse auf der Erde geworden sind. Bei der Gelegenheit fällt mir eine Frage ein, die ich Ihnen allen gerne stellen möchte«, unterbrach sich der Staatsanwalt, »der Angeklagte kann ja mitraten. Die Frage lautet: Was ist die Steigerung von tot? Sie haben zwei Minuten ...«

Auf den Videotafeln links und rechts der Bühne sah man die Erde sich langsam um sich selbst drehen. Man sah Wüsten sich ausbreiten und Städte wie Metastasen ins Land wachsen. Schmutzige Schlieren ergossen sich in Flüsse und Meere, Urwälder schrumpften dramatisch zusammen. Zum Schluss verschwanden die Kontinente unter einem diffusen Grauschleier.

»Die Zeit ist um, Herrschaften«, rief der Mann in der Robe. »Wer kennt die Antwort? Niemand? Wirklich niemand? Mister Obama, haben Sie eine Ahnung? Auch nicht? Dann verrate ich es Ihnen: die Steigerung von tot ist ... **AUSGESTORBEN!**«

Ein Raunen ging durchs Theater. Eine Loge weiter schlug sich jemand mit der flachen Hand an die Stirn, als hätte er von selbst darauf kommen müssen.

»Ausgestorben ...«, wiederholte der Staatsanwalt leise, als sich die Überraschung gelegt hatte, »ausgestorben im Anthropozän. Im Zeitalter, für das es in den letzten Millionen Jahren keine Entsprechung gibt. In dem das Artensterben zum Alltag gehört. In dem sogar das Licht verschmutzt ist. In dem die Verdrängung der Natur das oberste Ziel der Menschheit zu sein scheint. Und daran sind Politiker wie der Angeklagte schuld, die sich bedingungslos den Gesetzen des Geldes unterwarfen. Der globalen Finanzelite ist es einfach zu teuer, die Erde zu retten. Wenn man zu Obamas Zeiten einen Preis für die Dienstleistungen der Natur angesetzt hätte, so wäre er beträchtlich gewesen. Jedes Jahr lieferte die Natur den Menschen einen Nutzen von dreiunddreißig Billionen Dollar. In Form von Früchten, in Form von Wasser, das in den Flüssen gereinigt wird, und in Form einer CO₂-Wäsche, die von den Pflanzen vorgenommen wurde. Nach Schätzungen der Wissenschaftler Paul Hawken und Frederic Vester betrug der natürliche Kapitalstock vierhundert bis fünfhundert Billionen Dollar. Inzwischen ist die Hälfte davon aufgebraucht. Aber noch immer stehen jedem Menschen auf der Welt pro Jahr fünfzigtausend Dollar vom natürlichen Kapital zur

Verfügung. Wenn wir nicht wollen, dass die Meere und Wälder ihre globalen Dienstleistungen, die bis jetzt jedem Menschen zugutekamen, demnächst für immer einstellen, müssen wir endlich lernen, dass es allemal besser ist, mit der Natur, als gegen sie zu leben.«

Wieder beugte sich Tanith Agosta zu Cording herüber: »Kommt Ihnen der letzte Satz bekannt vor?«, fragte sie in leisem Ton. »Er stammt aus Maevas Inaugurationsrede in Sydney.«

»Soll ich sie grüßen?«, entfuhr es ihm.

Tanith Agosta sah ihn an, als habe sie für derlei Scherze nichts übrig. »Ich wünschte, das wäre möglich«, gab sie leise zur Antwort.

Das war gerade noch einmal gut gegangen, dachte er, während der Staatsanwalt den Leuten erklärte, wie notwendig eine Republik wie ECOCA sei, in der die Menschen das Zerstörungswerk an der Natur nicht mehr mittragen würden.

»Bevor ich nun das Wort dem Angeklagten erteile«, hörte Cording den Staatsanwalt sagen und wurde hellwach, »möchte ich ihm einen Satz des britischen Philosophen und Mathematikers Alfred North Whitehead ins Gedächtnis rufen. Whitehead sagte: ›Es ist mir nicht um der Wahrheit wegen um die Wahrheit zu tun, sondern meinetwegen.« Tun Sie sich einen Gefallen, Mister President, und beherzigen Sie das, wenn Sie sich gleich zu rechtfertigen versuchen.«

Die Beleuchtung wurde heruntergedimmt, Obama saß in einem warmen, orangefarbenen Lichtkegel, der ihm von oben übergestülpt worden war und ihm gestattete, die Menschen im Orpheum Theatre wahrzunehmen. Sein Blick fuhr über die Ränge und durch das Parkett und blieb schließlich auf dem blauen, mit Ministrählern durchwirktem Firmament hängen, während der Satz von Alfred North Whitehead in eine Lichtschablone gestanzte durchs Theater tanzte, sich auf Balkonbrüstungen setzte, über die Gesichter im Publikum strich und schließlich dort stehen blieb, wohin der Angeklagte seine Augen erhoben hatte. Das war Zufall, aber es wirkte, als sei Obama in die Choreografie eingeweiht, als würde er mitspielen. Vielleicht war das da vorne nicht Obama, sondern ein schrumpeliges Double. Cording stellte sich vor, wie jemand inmitten des trächtigen Schweigens aufstand, auf den Angeklagten zeigte und schrie: »Das ist er ja gar nicht!«

Barack Obama schwieg noch immer, er hatte zwar das Wort, aber er schwieg. Das Publikum schwieg ebenfalls. Publikum und Angeklagter schwiegen sich an. Es war ein stiller Dialog, ein Austausch, der auf die unausgesprochene Frage hinaus lief, ob man einander vertrauen kann. Je länger das Schweigen dauerte, desto mehr hatte Cording das Gefühl, dass die Parteien sich in gegenseitiger Sympathie einig wurden.

»Hat es Ihnen die Sprache verschlagen, Mister President?«, fragte der Staatsanwalt ironisch.

»Ich verzichte auf meine Verteidigung«, gab Obama ruhig, aber bestimmt zur Antwort. »Ich bin gewaltsam verschleppt und vor dieses Gericht gezerrt worden. Es ist ein Femegericht wie zu Zeiten des Mittelalters. Es bedient sich einer illegalen Rechtsprechung ohne Anhörung und Verteidigung des Beschuldigten durch einen Anwalt seiner Wahl. Ich erkenne dieses Gericht nicht an. Mehr habe ich nicht zu sagen.«

»Nun ja«, bemerkte der Staatsanwalt sichtlich irritiert. Ihm war natürlich nicht entgangen, wie geschickt Obama das Schweigen genutzt hatte, wie er ohne Worte beim Publikum mehr Punkte gesammelt hatte, als es ihm durch eine noch so geschickte Verteidigungsrede gelungen wäre. Man hätte sie doch nur als Entschuldigung verstanden, als verstecktes Schuldeingeständnis also. »Nun gut«, wiederholte der Staatsanwalt, »natürlich haben Sie auch das Recht zu schweigen. In ECOCA haben Sie jedes Recht. Außer dem, sich schuldig zu machen ...«

Obama, dessen Gesicht in Großaufnahme zu sehen war, lächelte, er wusste, wie die Menschen hier im Theater einen solchen Satz verstehen würden, sie hatten ja Tag für Tag mit den allgegenwärtigen Grünhelmen zu tun. Auch Cording fand, dass dem Staatsanwalt das Ruder entglitten war. Das sollte ihr bester Mann sein? Der strampelte doch wie ein Frosch im kochend heißen Wasser, während Mister President darum bemüht war, seine Genugtuung nicht zu offensichtlich werden zu lassen.

»Da der Angeklagte die Chance zu seiner Verteidigung ungenutzt verstreichen ließ, kommen wir jetzt zur Urteilsfindung.« Um die Wichtigkeit seiner Ankündigung zu unterstreichen, knöpfte sich der Staatsanwalt die Robe zu, mit deren Rockschoßen er zuvor noch virtuos gespielt hatte. »Sie alle hier im Publikum sind über das Verfahren informiert. Das Justice-Tablet befindet sich unter Ihrer linken Armlehne. Sobald die Ampel über der Bühne grün zeigt, geben Sie Ihr Urteil ab. Bevor das geschieht, habe ich eine letzte Frage an den Angeklagten: War Ihre Politik eine direkte Fortsetzung dessen, wozu Sie das geheime Buch der Präsidenten verpflichtet hat, das von Amtsträger zu Amtsträger wechselt, und in dem alle Geheimpläne und Operationen der Regierungen verzeichnet sind?«

»Es gibt ein solches Buch nicht«, antwortete Obama, »das ist eine Verschwörungstheorie und gegen Verschwörungstheorien kann man sich nicht wehren.«

»Präsident Selby hat die Existenz dieses Buches zugegeben«, erwiderte der Staatsanwalt. »Allerdings wollte er über die Inhalte nichts verraten – aus Angst um sein Leben, wie er sagte. Ich nehme also an, dass wir Sie bei einer weiteren Lüge

ertappt haben. Was soll's, wir schmeißen sie einfach zu den anderen Obama-Lügen, die sich inzwischen zu einem stattlichen Berg getürmt haben. Sie und Ihresgleichen haben gedacht, dass die Zukunft auf Kredit zu haben ist. Dabei war Ihnen bewusst, dass Sie niemals in der Lage sein würden, diesen Kredit zurückzuzahlen. Das müssen nun die Generationen nach Ihnen leisten. Eine Aufgabe, die kaum zu bewältigen ist. Warum also sollten wir Leuten wie Ihnen gegenüber Gnade walten lassen? Warum?«

Ganz offensichtlich war nicht nur der Lichtingenieur am Werk, sondern auch der Tonmeister des Hauses. Während der orangefarbene Obama in ein freundliches lindgrün getaucht wurde, das aber mit der Zeit eine immer giftigere Färbung annahm, waberten die Worte seines Anklägers durch den Raum, bis sie in dem theatralischen Echo »WARUM? WARUM? WARUM?« ihr Ende fanden. Das diabolische Bild, das Obama jetzt abgab, war nicht nur lächerlich, sondern in Cordings Augen auch kontraproduktiv, wie die Abstimmung beweisen würde. Das Publikum war verpflichtet, sein Urteil innerhalb von drei Minuten zu fällen, Enthaltungen waren nicht erlaubt. Derjenige, der als Letzter abstimmte, löste automatisch einen Gong aus, was soviel bedeutete wie: Das Urteil ist gesprochen!

Auf einem die Bühnenbreite einnehmenden Videoscreen, vor dem sich der Angeklagte unbedeutend und klein ausnahm, erschienen vier verschiedenfarbige Balken, die nebeneinander in die Höhe wuchsen. Der erste von ihnen, der blaue, stand für lebenslänglich und blieb schon bei vier Prozent stehen. Der zweite, der rote, stand für das Todesurteil, er hielt bei siebzehn Prozent an, was ein lautes Gemurmel zur Folge hatte. Der gelbe Balken (zwanzig Jahre) stoppte bei vierundzwanzig Prozent. Jetzt war nur noch der grüne Balken in Bewegung, mit dem die niedrigste Strafe ausgesprochen wurde. Es schien eine Ewigkeit zu dauern, bis er bei achtundfünfzig Prozent zum Stillstand kam.

Die Menschen im Theater begriffen zunächst nicht, was passiert war, dann aber brach ein Orkan der Begeisterung los. Cording war sicher, dass die wenigsten der außer Rand und Band geratenen zweitausendzweihundertdrei Jurymitglieder dabei an Barack Obama dachten, der dem Treiben regungslos zusah, der in zehn Jahren vierundachtzig Jahre alt sein würde und bis dahin sicher keine angenehme Zeit hatte. Dem Volk war es gelungen, dem Regime ein Schnippchen zu schlagen, das zählte mehr als das Schicksal eines alten, schwarzen Mannes ...

Tanith Agosta war in Eile. Cording begleitete sie hinunter an die Garderobe. »Glücklich scheinen Sie mit dem Urteil nicht zu sein«, bemerkte er, als er ihr in den Mantel half.

»Da täuschen Sie sich, mein Lieber. Die Kunst des Fortschritts besteht darin, inmitten des Wechsels Ordnung zu wahren, inmitten der Ordnung den Wechsel

aufrechtzuerhalten. Die ständigen Todesurteile haben unserem Ruf geschadet und den Wert des Tribunals infrage gestellt. Nein, ich bin sehr zufrieden mit dem Ergebnis. Es ist ein wahrhaft demokratisches Ergebnis und das steht uns gut zu Gesicht.«

Wie bitte?!

Die Ministerin stöckelte los. Am Ausgang winkte sie ihm noch einmal zu, umdrehen tat sie sich jedoch nicht. Cording bestellte ein Bier und wartete auf Knowles, der die tobende Menge einfach nicht verlassen mochte.“

www.ausbruchsversuche.de